

Pflanzern zum Studium empfohlen, selbst wenn sie keine Pflichterfüllung empfinden.

Anleitung für den Anbau von Raps

1. Bedeutung:

Raps ist unter den einheimischen Ölpflanzern der wichtigste Delleferant. Der Wintereraps liefert einen viel höheren Ertrag als der Sommereraps. Seine Samen haben einen durchschnittlichen Ölgehalt von 40%. Die Dreschstände bilden trocken verfüllt ein sehr gutes Futter. Im Frühling sind die Rapsfelder für die Viehen schon sehr früh eine gute Weide.

2. Ansprüche an Klima und Boden:

Der Raps verlangt ein warmes und feuchtes Klima, wie es dem Winterweizen entspricht. Er gedeiht auf trockenem Boden ohne Schneedecke und kalte. Ungünstig wirken sich aus: häufiges Auf- und Abtauen des Bodens, nasser Boden und Kälte zusammen.

Am besten gedeiht der Raps auf einem gut kultivierten, tiefgründigen, humus-, u. kaltpaltigen Boden. Moorboden ist wegen der Wintergefahr nicht zu empfehlen. Zudem liefert der Raps auf Moor nur einen kleinen Delertrag. Somit kann bei uns der Raps, mit Ausnahme des Corfrietes und der ganz flachgründigen trockenen Rapsfelder überaus gepflanzt werden, auch sehr gut auf aufwärts liegendem Boden, sofern er nicht flachgründig ist.

3. Düngung:

Der Raps hat ein hohes Nährstoffbedürfnis. Folgt er auf Getreide, so wird nach der Ernte Stallmist flach untergepflügt. Nach Frühkartoffeln kann die Mistdüngung unterbleiben. Als Rapsdünger werden je 100 Rkt. nach dem Pflügen, aber vor der Saat 8-10 Rg. Superphosphat 16prozentig gegeben. Im Frühling nach Beginn der Vegetation 7-9 Rg. Kalksalpeter. Verwendet man nach Getreide keinen Mist, so sind je 100 Rkt. 12-15 Rg. Kalksalz, 12-15 Rg. Superphosphat und 4-5 Rg. Kalksalpeter bei der Saat zu geben, dazu im Frühling 7-9 Rg. Kalksalpeter. An Stelle der Dünger bei der Aussaat können auch 15-20 Rg. Nitrophosphatkali verwendet werden. Als Kapsdünger kommt im Frühling früh anstatt Kalksalpeter auch Galle in Frage.

4. Saat:

Die Aussaat geschieht früh, das heißt in der ersten Hälfte August. Der Raps folgt also am besten auf Frühkartoffeln od. auf Wintergetreide (Winterroggen, Wintergerste, Fesen od. frühen Winterweizen). Besät wird in Reihen von 50 cm Abstand, am besten mit der Kleinsämaschine. Pro 100 Rkt. werden 300-400 Gramm Saatgut benötigt. Die Saattiefe beträgt 1 cm, der Samen ist also ganz flach unterzubringen, was nur möglich ist, wenn das Feld vorher fein und sauber hergerichtet ist. An Stelle der Saat können auch Sesslinge ausgepflanzt werden. Zu diesem Zweck sät man Ende Juni das Saatgut in ein Bett aus und verpflanzt die Sesslinge im September aufs Feld.

Als Zwischenfrucht werden im Frühling nach dem Hacken Feldrüben eingesät.

5. Pflege:

Der Raps erfordert verhältnismäßig wenig Pflege. Nach der Saat wird, sobald als nötig geschabt und dann die handhohen Pflanzen auf 7-8 Zentimeter vereinzelt und gebäckt. Im Frühling werden dann die Pflanzen auf 14-16 cm vereinzelt und nochmals gebäckt. Vor dem Hacken wird die Kopfdüngung gegeben und etwas später leicht angehäufelt. Haben die Pflanzen über Winter gelitten, so ist eine Gillebüdung gut. Das Verziehen auf 14-16 cm kann auch schon im Herbst erfolgen, hat aber den Nachteil, daß dann, sofern im Winter einige Pflanzen zugrunde gehen, Lücken entstehen.

6. Ernte:

Die Ernte des Rapses fällt in die erste Hälfte Juli. Geerntet wird, sobald sich der größte Teil der Pflanzen gelb verfärbt und die Samen bräunlich werden. Wird mit der Ernte zu lange gewartet, so fallen die Samen gerne aus. Schneidet man zu früh, so wird nicht der

gewünschte Ölgehalt erreicht. Geschnitten wird am besten mit der Sichel und zwar am Morgen im Tau. Kleine Büschel werden zusammengebunden und sofort an Seilen aufgehängt. Nach zwei bis drei Tagen wird der Raps eingeführt, wobei der Wagen mit Sächern besetzt werden soll. Gedroschen wird mit dem Flegel oder der Maschine. Der Samen muß nachher nicht sofort gereinigt, sondern noch mit den Rückständen der Schoten zum Nachtrocknen ausgelegt werden.

7. Ertrag:

Je 100 Rkt. sind Erträge von 80-120 Rg. zu erwarten, wovon 40-45 Prozent Öl erwartet werden können.

Ein Gedanken- tag der St. gallischen Rheinkorrektur

In Nr. 24. vom 27. März d. J. besprachen wir die verschiedenen Projekte betr. Entwässerung unserer Talebene eingehend. In der Einleitung zu diesen Ausführungen wurde auch das von Oberingenieur J. Wey um die Jahrhundertwende für die kaiserliche Regierung erstattete Gutachten behandelt. In diesem Zusammenhange sind folgende Ausführungen auch für uns Liechtensteiner von Interesse.

Die Red. Am 11. Juli fährt sich der Geburtstag des Ingenieurs und Flussbauers Josef Wey, des eigentlichen Schöpfers der St. Gallen Rheinkorrektur, zum hundertsten Male. Josef Wey wurde, wie die „N. Z. S.“ schreibt, als Sohn eines Kleinbauern in Eich im Kanton Luzern geboren. Er trat in eine Sennerei als Lehrling ein und hätte seinen Eltern, die nach Uruguay ausgewandert waren, als gelernter Rüser nachfolgen sollen. Aber der talentierte Bauentrabe war zu anderem berufen. Er erreichte bei seinem Vormund die Erlaubnis zum Besuch der Luzerner Realschule, und in der Folge erwarb er am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich das Doppeldiplom als Ingenieur und Mathematiker. Im Jahre 1873 wurde er dann als Sektionsingenieur an die St. Gallen Rheinkorrektur berufen, und 1879 übernahm er als Oberingenieur die Leitung dieses Werkes, das er bis zu seinem Tode am 7. Februar 1908 tatkräftig und erfolgreich gefördert hat.

Schon gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts waren die Zustände am Rhein unbehaltbar geworden; 1848 erfolgten allein im Bezirk Werdenberg dreißig Rheineinbrüche. Die eigentliche Rheinkorrektur begann aber erst 1862 mit der Uebernahme des Wuhrens durch den Kanton St. Gallen. Auf Grund vorher vereinbarter Normen mit den andern Grenzstaaten wurde nach einem einheitlichen System und nach den von Bund und Kanton subventionierten Vorlagen gebaut. So entstanden die heutige Wuhre (Leitwerke) und Dämme. Das Werk war jedoch kaum zur Hälfte vollendet, als 1868 und 1871 gewaltige Hochwasserkatastrophen das ganze Rheintal verwüsteten. Der durch diese Ueberflutungen angerichtete Schaden ging in die Millionen Franken. Dank der nun einsetzenden zielbewußten und neuen Bauweise unter der Leitung von Josef Wey blieb die Schweizerseite des Rheintales seit 1871 bis heute von Rheineinbrüchen und deren Folgen gänzlich verschont, namentlich bei den Hochwassern von 1885, 1889 und 1890. Nach den Plänen Weys wurden die Hochwasserdämme ganz aus Rheinties erstellt und durch die Anlage von auf die Rieschicht fundierten landseitigen Bermen verstärkt. Die Reduktion der früher überdimensionierten Steinverkleidung der Wuhre ermöglichte große Kosteneinsparungen. Durch Schleusen in den Hochwuhren wurde das schlammhaltige Rheinwasser hinter die Dämme in die tiefergelegenen und sterilen Flächen geleitet; auf diese Weise konnten die betreffenden Gebiete allmählich verlandet und in wertvollen Kulturboden verwandelt werden. Ferner schloß Wey die Dammulden — vor 1860 gab es auf St. Gallerseite nicht weniger als 31 Einmündungen großer Seitenbäche — durch die Errichtung des 21 Kilometer langen Werdenberger Binrentanals (1882 bis 1884) von Sewelen bis

Rüthi, der das fruchtbare Werdenberg vor der drohenden totalen Versumpfung rettete. Aber mit der Einschränkung des Rheins allein konnte die Sohlenvertiefung nicht in befriedigender Weise erreicht werden; daher setzte sich Wey für die Ausführung von Durchstichen ein, die den Flußlauf abkürzen und das Gefälle vermehren sollten. Als Schweizerischer Bauleiter der Internationalen Rheinregulierung nahm er an der Errichtung des Fußacher Durchstiches (1895 bis 1900) und des Rheintalischen Binrentanals (1894 bis 1906) einen wesentlichen Anteil. Seine theoretischen Studien und seine praktischen Erfahrungen bewogen ihn in der Folge zur Ausarbeitung eines Gegenprojektes zum offiziellen Projekt für den Diepoldsauer Durchstich, und da er damit nicht durchdrang, bekämpfte er den Durchstich, wobei er die Verschiebung des Baues und eine vorläufige Normalisierung des Rheins (Einengung des Flußbettes) bis zur M. allenfalls bis zur stechsteinischen Grenze, sowie eine beschleunigte Verbauung der Quellgebiete des Rheins vorschlug. Mitten im Kampf starb Wey. Der Diepoldsauer Durchstich wurde trotzdem nach dem offiziellen Projekt ausgeführt, mit einem Kostenaufwand von 18 Millionen Franken, und 1923 eröffnet — ohne die ersehnte Wirkung zu bringen. Wie Wey vorausgesagt hatte, trat eine Verschotterung des Mittelbettes und damit eine Hebung des Rhein- und Grundwasserstandes ein.

Die Landung der Alliierten auf Sizilien

Die deutsch-italienische Darstellung. Rom meldet die Vernichtung der Fallschirmtruppen.

Ueber den Gang der Operationen auf Sizilien können, wie der militärische Mitarbeiter der Agentur Stefani schreibt, aus militärischen Gründen vorläufig nur folgende Tatsachen mitgeteilt werden: 1. Alle Fallschirmjäger wurden vernichtet. 2. Alle Versuche der englisch-amerikanischen Truppen, von der Küste aus ins Innere vorzudringen, wurden bisher zum Scheitern gebracht. Die Kämpfe sind außerordentlich heftig, pausenlos und dramatisch, aber die allgemeine Entwicklung der Operationen läßt den Schluß zu, daß die Hoffnungen des Feindes an der harten Wirklichkeit zerschellen werden. Mit größter Kaltblütigkeit und Einsatzbereitschaft erfüllen die italienischen und deutschen Truppen, unterstützt durch den Patriotismus der Bevölkerung, planmäßig ihre Aufgabe. Es gibt keine Unsicherheit der Truppen, keine überstürzten Befehle und keine Panik der Bevölkerung.

Die Gegenaktion gegen die Brückenköpfe. Zu den Kämpfen auf Sizilien wird von deutscher Seite mitgeteilt:

Während starke Verbände von Achsenbomben unter Begleitschutz durch deutsche Jäger ihre erfolgreichen Kämpfe gegen die amerikanisch-britischen Landungseinheiten in den Küstengebietern Siziliens während der Nacht zum Sonntag und im Laufe des Sonntags fortsetzten, traten die deutsch-italienischen Truppen auf der Insel selbst an verschiedenen Stellen zum Stoß gegen die anglo-amerikanischen Brückenköpfe an. Sie erzielten dabei am Vormittag des 11. Juli bereits erste bedeutende Anfangserfolge, wenn man sich auch im Lager der Achse nicht verheißt, daß die härtesten Kämpfe noch bevorstehen. Einzelangaben über die Räume, in denen zurzeit gekämpft wird, sind selbstverständlich gegenwärtig nicht zu erhalten. Soviel jedoch kann gesagt werden, daß es den deutschen und italienischen Kräften gelungen ist, sowohl amerikanische wie britische Einheiten zu zerschlagen, Teilkörper von ihren rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden, die letzten Reste der Fallschirmverbände zu vernichten und die Brückenköpfe wesentlich zu verengen.

Gegenangriffe seit Sonntagmorgen. Nach den von italienischer und deutscher Seite eingegangenen Meldungen präsentiert sich das

Bild der Lage auf Sizilien in großen Zügen folgendermaßen: Der amerikanische Oberkommandierende, General Eisenhower hat anscheinend die Absicht, die Südküste der Insel zu einem groß angelegten Brückenkopf auszubauen. Da das Land hier verhältnismäßig menschenleer ist und die Bestäubung vor allem in größerer Entfernung von der Küste sich nur auf wenige Ortschaften und kleinere Städte konzentriert, bot es die besten Bedingungen für die Landung von Fallschirmformationen, die denn auch in den ersten Morgenstunden des 10. Juli durchgeführt wurde. Der größte Teil der gelandeten Fallschirmverbände konnte inzwischen unter aktiver Mitarbeit der Bevölkerung bereits aufgerieben werden. Nur kleinere Truppen befinden sich in dem wegrainen und schwer zugänglichen Karstgebirge westlich der Ortschaft Ragusa noch auf freiem Fuß.

Zur Landung größerer Einheiten hatte das amerikanische Oberkommando ein erhebliches Aufgebot an Transportschiffen, Landungsfahrzeugen und Kriegsschiffen aller Art, darunter auch einige Schlachtschiffe, versammelt, die unmittelbar nach dem Absetzen der Fallschirmtruppen gegen die Südküste und die Ostküste der Insel vorstießen. Unter dem Schutz schwerer Schiffgeschütze und eines Masseneinsatzes von Flugzeugen aller Art konnten die amerikanisch-britischen Kontingente an der Südküste der Insel bei Kap Passero und südlich von Syrakus Truppen an Land bringen, während nördlich davon ein weiterer Landungsversuch von britischen Küstenverteidigungskräften abgewiesen wurde.

Eine zweite Gruppe von Landungsfahrzeugen fuhr unter dem Schutz zahlreicher Kriegsschiffe einheiten, darunter ebenfalls Schlachtschiffe, in die Bucht von Gela ein und bildete bei dem Ort Gela selbst sowie westlich davon bei Licata zwei weitere Brückenköpfe. Von ihnen aus führten amerikanische Truppen vorrückt gegen die Gebirgsgebiete nördlich der Bucht vor, wo sie jedoch sehr bald durch den Widerstand regionaler Bereitstellungen und Sicherungen aufgehalten und in heftige Kämpfe verwickelt wurden. Ein Landungsunternehmen nordöstlich von Marsala scheiterte am Widerstand der Küstenverteidigung, die die Angreifer vernichtete oder doch zum schleunigen Rückzug zwang. Dabei wurden auch mehrere vollbesetzte Landungsfahrzeuge versenkt, andere so schwer beschädigt, daß mit ihrem Verlust gerechnet werden kann.

Die ersten Kämpfe wurden auf Seiten der Achsenstruppen nur von Küstensicherungen bestritten. Seit den frühen Morgenstunden des Sonntags sind die Eingreifreserven zum Gegenangriff übergegangen. Das Ziel der beiden anglo-amerikanischen Hauptgruppen dürfte sein, etwa auf der Linie Gela-Syracus die Verbindung untereinander herzustellen, um damit einen größeren Raum für die Entfaltung der amerikanisch-britischen Truppen zu gewinnen und hierher weitere Truppen sowie den Nachschubbedarf der Invasionsarmee leiten zu können. Auch dagegen sind die entsprechenden Maßnahmen eingeleitet worden. Die Luftstreitkräfte der Achsenmächte befinden sich seit den frühen Morgenstunden des 10. Juli im Angriff gegen die Landungseinheiten der amerikanisch-britischen Invasionsstruppen. Die Achsenmächte zum äußersten Widerstand entschlossen.

Während am ersten Tage sich die Abwehr der Achsenmächte auf den Widerstand der Küstensicherungskräfte beschränkte, von denen zwar die Landung weiterer englisch-amerikanischer Verbände nicht verhindert wurde, die aber nach deutschen Meldungen eine nennenswerte Ausweitung der Brückenköpfe an der sizilianischen Südküste unmöglich machten, sind seit Sonntagmittag deutsche und italienische Divisionen in den Kampf eingetreten. Aus den ersten Zusammenstoßen mit den britisch-amerikanischen Landungskommandos haben sich inzwischen größere Kampfhandlungen entwickelt, durch die die Verteidiger Siziliens die strategische Ent-

ihrer Seite war wirklich komisch. Als man wissen wollte, was denn Börje zu der ganzen Angelegenheit sage, meinte er ruhig: „Einfach alles fallen lassen und einen Altord anbieten.“ „Aber das hieße ja betrügen!“ „Nun gut, wenn ihr glaubt, ein Mittel zu besitzen, um bezahlen zu können — um so besser!“ „Es wäre wohl am besten, wenn Papa sich an Börjes Rat halten würde“, meinte Marianne. „Er kennt sich da besser aus als wir alle.“ Der Alte fluchte innerlich ein wenig über die Ansichten seiner Tochter, die sich auf einmal so stark auf Börjes Seite stellte. Das konnte er gar nicht begreifen. Schließlich konnte aber Börje seine Ansicht doch durchdrücken. Er nahm nun die ganze Sache mit seiner gewohnten Energie in die Hände. Er ergriffte sich mit seinem Schwiegervater und sie lehrten erst nach dem Mittagessen wieder zurück. Dann versammelte man sich wieder von neuem im Salon, um über die Zukunft der Jungen zu beraten. „Ich werde das Studium aufgeben“, meinte Saquin. „Ich will nicht, daß Papa weiterhin deswegen Geldsorgen haben muß.“

Der Vater stand in einer Ecke und schneuzte sich, ohne zu antworten. Er war wie gebrochen. Dieser jugendliche Schwiegersohn hatte ihn gekniert. Er fühlte sich einmal mehr Herr im eigenen Hause. Börje war im Salon auf und ab gegangen. Bei Saquins Worten blieb er nun stehen. „Was, du mit deinem Studium nun aufhören? Bei deinem guten Kopf und deiner Neigung dazu? Ich erwarte viel von dir. Nein, das gibst nicht, du mußt weiterstudieren, und wenn ich für dich alles aus meiner eigenen Tasche zahlen muß! Dabei bleibst!“ Und zum Schwiegervater gewendet, fuhr er fort: „Wenn es dir paßt, so können wir nun in die Stadt gehen und jene Angelegenheiten in Ordnung bringen, von denen wir am Morgen gesprochen haben.“ Bald darauf gingen Börje und der Vater fort. Gegen den Abend kam letzterer allein zurück. Börje habe noch Geschäfte zu erledigen in der Stadt, erklärte er. Man versammelte sich um den großen Tisch, auf dem eine Schale mit Früchten stand, die Marianne gebracht hatte. Da die dringendsten finanziellen Angelegenheiten nun wieder geordnet waren, kam auch der Häßliche Familienhummor bald wieder zu seinem

Rechte, und man sah in fröhlichem Geplauder miteinander. Mit einem Blick auf Mariannes Hände fragte die Mutter: „Aber, Kind, was schaffst du denn?“ „Aha, wegen diesen braunen Händen?“ lachte Marianne. „Sind sie nicht schöner geworden?“ Sie legte sie auf den Tisch und spreizte alle zehn Finger aus, damit alle sie betrachten könnten. „Eine solche Eigenliebe!“ meinte Walter spöttisch. „Wie hübsch deine kleinen Zehen auch aussehen mögen, so dürfen sie denn doch ein wenig weißer sein!“ Marianne lächelte mit einem kleinen, eigenartigen Triumph. Denn sie war sicher, daß sie so Börje viel besser gefallen. „Ich bin nun eben Gärtnerin, und da kann man doch nicht immer Handschuhe tragen!“ „Hör mal, Marianne“, fuhr Walter fort, „wie hieß doch jener Herr Sandell, der letzten Winter bei euch auf Comté wohnte, mit Vornamen?“ „Paul hat er geheißt.“ „Aha, dann lies mal hier!“ Er reichte ihr die Zeitung hinüber und deutete auf eine kleine Notiz. Marianne las: „Nach einem heute eingelau-